

führe schließlich unvermeidlich zu einer anglozentrischen Perspektive. Das könne vermieden werden mit der Natural Semantic Metalanguage (NSM); das ist eine auf semantischen „Primitiven“ beruhende, angeblich einzelsprachenneutrale Hilfssprache mit einigen Dutzend Basiskonzepten, die in allen Sprachen der Welt vorkommen. Durch NSM-Englisch sei es möglich, unterschiedliche kommunikative Normen und kulturelle Werte zu beschreiben und zu vergleichen – ohne die ansonsten der interkulturellen Kommunikation inhärente anglozentrische Sicht.

Dass man im Zusammenhang mit den Beschreibungsmethoden deutlich unterschiedliche Wege einschlagen kann, zeigte der Beitrag von Dirk Geeraerts und Gitte Kristiansen (Universität Löwen und Universidad Complutense de Madrid), der als Replik auf Wierzbickas Arbeiten zu verstehen war und in einer kontroversen Debatte endete. Geeraerts und Kristiansen nehmen in ihren Arbeiten NSM-basierte Analysen lediglich als Ausgangspunkt und fordern dabei für fundierte Aussagen im Bereich der interkulturellen Kommunikation Verfeinerungen in methodologischer, deskriptiver und theoretischer Sicht. Diese Verfeinerungen müssten etwa berücksichtigen, dass es auch innerhalb einer Sprache Variationen gibt, denen bis dato in Arbeiten zu NSM nicht hinreichend Rechnung getragen worden sei. Die von ihnen konstatierten Mängel der bisherigen NSM-Arbeiten sollen mithilfe einer korpusbasierten Analyse behoben werden. – Jan Blommaert (Universität Gent) beleuchtete in seinem Vortrag „From Fieldnotes to Grammar“ aus anthropologischer Sicht die historische Dimension der interkulturellen Pragmatik am Beispiel der „Entdeckung“ und Beschreibung afrikanischer Sprachen, deren Erforschung durch die deskriptive Linguistik zu einer „kolonialen Ent-eignung“ der afrikanischen Sprachen geführt habe. – Peter Grundy (Northumbria University, Newcastle) beschäftigte sich in seinem Plenarvortrag mit den Zusammenhängen des Erlernens einer lingua franca und den dafür geeigneten fremdsprachendidaktischen Methoden. Hier forderte er einen radikalen Paradigmenwechsel, weg vom „learn-in-order-to-use“-Ansatz. Vielmehr müssten Fremdsprachendidaktiker den realen Sprachgebrauch und dabei auch den permanenten Wandel einer Sprache berücksichtigen. Denn die Sprecher einer lingua franca würden keine sich an „native speakers/native varieties“ orientierenden phonologischen und pragmatischen Strukturen verwenden. Kurzum: statt länger Stunden auf die korrekte Aussprache des „th“ zu verwenden, solle die Kommunikation im Vordergrund stehen: „use-in-order-to-learn“.

Jacob L. Mey (Süddänische Universität, Odense) thematisierte in seinem Vortrag das Wechselspiel von Kultur und Sprache. Mit Blick auf die Entwicklungen etwa in Frankreich, Deutschland und den USA – in allen Ländern gibt es Debatten um die Integration von Immigranten, die in Schlagwörtern wie „Kopftuchdebatte“, „Leitkultur“ oder „English only“ umrissen werden können – fragte er danach, welche Kultur die dominante sein soll, ob andere Kulturen respektiert, toleriert oder gefördert werden sollten oder welche Folgen Assimilation vs. Integration bringen, was schließlich zu der Frage führte, welche

Sprache Immigranten sprechen oder lernen sollten. – Istvan Kecskes (State University of New York) stellte Überlegungen darüber an, weshalb es in der interkulturellen Kommunikation häufig zu Missverständnissen komme. Als Ursache für dieses Problem stellte er fest, dass ein Großteil der täglichen Konversation aus feststehenden, formalisierten Einheiten und Redewendungen bestehe. Hier stelle sich die Frage, wie sich diese Tatsache auf Gespräche zwischen Sprechern mit unterschiedlichen Erstsprachen auswirkt, in deren jeweiliger Sprachgemeinschaft die feststehenden Wendungen problemlos verstanden werden könnten, was aber bei differierendem Wissens- und Erfahrungshintergründen nicht funktioniert. Hier müsse der Blick auf das Wechselspiel von sprachlicher Kreativität und Konventionen ebenso wie auf die Prozesse des Dekodierens und das Ziehen von Rückschlüssen innerhalb der interkulturellen Kommunikation gelenkt werden.

Laurence R. Horn (Yale University) wollte mit seinem Vortrag „Toward a Fregean Pragmatics: Voraussetzung, Nebengedanke, Andeutung“ Frege zu neuer Geltung verhelfen, da der Wert seiner Untersuchungen nicht genügend anerkannt sei. Horn arbeitete an Hand des von Frege verwendeten Terminus „Andeutung“ heraus, dass es sich dabei um einen direkten Vorläufer der Grice'schen Konversationsmaximen handle. – Je kürzer die Frage, desto komplexer die Thematik. Diese Feststellung lässt sich mit Blick auf den Vortrag des Hauptredners John R. Searle (University of California, Berkeley) treffen: „What is language?“ Searles Anliegen ist es, sprachphilosophischen Arbeiten ein naturalistisches Konzept zur Seite zu stellen: ein Konzept, das Sprache als ein Produkt evolutionärer Prozesse sieht und somit den Schwerpunkt auf biologische und mentale Prozesse legt. Betrachte man Sprache auf diese Weise, so könne man Ergebnisse erhalten, die über die traditionelle Sichtweise auf Sprache – dass diese aus Syntax, Semantik und Phonologie bestehe – hinausführten. So könne herausgearbeitet werden, wie Sprache die Grundlage für das Zusammenleben der menschlichen Gesellschaft in gesellschaftlichen Institutionen bilde.

Patrick Voßkamp, Universität Essen

In der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften tagte vom 30. bis 31. März 2006 zum ersten Mal das „Junge Forum für Bildwissenschaft“. Auf die Einladung von Ingeborg Reichle und Steffen Siegel, die im Rahmen ihrer interdisziplinären Arbeitsgruppe „Die Welt als Bild“ die Tagung ausrichteten, trafen sich junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, um über das Thema „**Welche Fragen stellt die Bildwissenschaft?**“ zu debattieren. Gefördert wurde das Junge Forum für Bildwissenschaft von der Gerda-Henkel-Stiftung.

Seit etwa 15 Jahren wendet man sich in vielen Disziplinen verstärkt dem bildlichen Medium zu. Im Gefolge dieses „Iconic Turn“ ist das Bedürfnis nach einer Bildwissenschaft, also einer Reflexion und kritischen Hinterfragung visueller Medien, stetig gewachsen. Ein gemeinsamer methodischer oder gar institutioneller Rahmen für die kunsthistorischen, philosophischen, medien-

theoretischen oder naturwissenschaftlichen Herangehensweisen an Bilder scheint zwar nicht in Sicht zu sein. Aber es liegt auf der Hand, dass es in den unterschiedlichen Forschungsbereichen viele gemeinsame Fragestellungen gibt, die sich mit originären Aspekten von Bildlichkeit auseinandersetzen. Diese, von Steffen Siegel in seinen Einleitungsworten zum „Jungen Forum“ geäußerte Hypothese bestätigte sich im Laufe der Tagung eindrucksvoll.

Den Anfang machte Roland Meyer (Karlsruhe) mit dem Vortrag „Ästhetik der Identifizierbarkeit. Zur Lektüre erkenntnisdienlicher Bilder“. Fotografien befinden sich in einem Spannungsfeld: Einerseits sind sie die „Spur“ eines Objektes, die mit Zufälligkeiten behaftet ist, aber andererseits dienen sie uns auch als charakteristische Beschreibung des fotografierten Objektes. Am Beispiel erkenntnisdienlicher Bilder des französischen Kriminologen Alphonse Bertillon (1882) zeigte Meyer, wie problematisch eine solche identifizierende Beschreibung durch eine Fotografie dabei geraten kann. Denn Vergleichbarkeit von Bild und abgebildeter Person (oder von Bildern untereinander) wird nur dann erreicht, wenn bestimmte unveränderliche Merkmale des Portraitierten von den zufälligen Bedingungen der Fotografie unterschieden werden können. Um „lesbar“ gemacht zu werden, muss ein Portrait also entlang definierter Merkmale kategorisiert und begrifflich erfasst werden. Das Bildliche hebt sich dabei gewissermaßen selber auf, und so kommt Bertillon zu dem verblüffenden Ergebnis, dass kriminalistische Fotografien im Idealfall gar nicht „bildlich“ verstanden werden sollen, sondern dem Polizeibeamten vor allem dazu dienen, seinen Blick zu trainieren, so dass er bestimmte Merkmale „lesen“ kann. – Im Gegensatz dazu zeigte Silvia Seja (Jena) in ihrem Vortrag „Über den Gebrauch von Bildern“ mehr Vertrauen in eine eigenständige Qualität des Bildlichen. Dass Bilder erst zu Bildern werden, indem man sie als solche verwendet, gehört inzwischen fast zum Allgemeinut philosophischer Bildtheorien, die sich an Wittgensteins Sprachphilosophie anlehnen. Seja argumentierte jedoch gegen diese Sichtweise, indem sie die Handlungen, die wir mit Bildern vornehmen, näher untersuchte. Solche Handlungen richteten sich nämlich nicht auf das materielle Bild selbst, sondern auf die „virtuellen“ abgebildeten Gegenstände, die dabei vorausgesetzt würden. Die phänomenale Wirklichkeit des Bildes gehe seiner Verwendung daher vor. – Ob dieses Verhältnis nicht doch gerade umgekehrt verlaufe, das wurde nicht nur in der Diskussion gefragt, sondern auch in dem folgenden Vortrag „Wissensbilder, Bilderwissen – zur Epistemologie der bildgebenden Verfahren“ von Sebastian Grevsmühl (Paris). Moderne Visualisierungstechniken, wie zum Beispiel Radar oder digitale Computergrafik, entwickelten eine medientheoretische Eigendynamik, so Grevsmühl, wodurch neue Wirklichkeiten konstruiert würden und nicht etwa die bestehende abgebildet. Ohne Kenntnis der Konstruktionsregeln könne man auf solchen Bildern in einem epistemischen Sinne daher auch nichts sehen oder erkennen – Nicht die virtuelle Wirklichkeit von Bildern, sondern ihre konkrete Materialität und deren Rolle bei ihrem Verständnis, stand im Zentrum der beiden folgenden Beiträge. Unter dem Titel „Selbstreflexivität als Ausgangspunkt historischer

Bildforschung. Zur Semantisierung von Trägermedien im Spätmittelalter“ zeigte Marius Rimmel (Konstanz, Karlsruhe) am Beispiel aufklappbarer Schreinmadonnen und Diptychen, dass die Funktionsweise und Materialbeschaffenheit von bildlichen Darstellungen eine eigene Semantik besitzen können, die mit deren „bildlichem Gehalt“ interagiert. Erst mit dem Verschließen erfüllen solche Darstellungen ihren eigentlichen theologischen Zweck, nämlich das „äußere Bild“ durch ein wahres „inneres Bild“ im Betrachter zu ersetzen. Einer Bild-Anthropologie im Sinne Hans Beltings verpflichtet, wurde hier auf eindrucksvolle Weise deutlich, wie Bildlichkeit durch den praktischen Umgang mit dem konkreten Medium geprägt wird. – In „Materialität und Performativität. Ein bildwissenschaftlicher Versuch über Bild/Körper untersuchte Marcel Finke (Leipzig) die Verschränkung von Körperlichkeit und Bildlichkeit theoretisch anzugehen. Den Ausgangspunkt bildeten Gemälde von Francis Bacon, deren Grundlage zerrissene und teilweise materiell zerstörte Fotografien bilden. In einem gewagten Balanceakt zwischen den Theoriegebäuden von Judith Butler und Dieter Mersch führte Finke zunächst die Bildlichkeit der Gemälde mit einer Mediatisierung der abgebildeten Körper zusammen, um beides dann als eine Materialisierung von Performativität aufzufassen. – Jan Behrendts (Hamburg) Vortrag zum Thema „Propagandabilder. Über die Selbstdarstellung der DDR in der Dritten Welt“ regte vor allem zu einer Diskussion über einen sinnvollen Gebrauch des Bildbegriffes an. In Frage stand insbesondere, in welcher Hinsicht ein „Image“ noch ein Bild sein könnte. Hier zeigte sich auch, wie schnell sich der Begriff der „Bildlichkeit“ im Unbestimmten verlieren kann, sobald man den Bereich der konkreten Gegenstände verlässt, die man traditionell eben als Bilder auffasst. – Dass es Aufgabe der Philosophie sei, übergeordneten Fragestellungen der Bildwissenschaft zu untersuchen, dafür plädierte Klaus Sachs-Hombach (Magdeburg) als Gastredner in seinem Abendvortrag „Was ist eine allgemeine Bildwissenschaft?“ Es gelte hier eine Art Arbeitsteilung, wie in allen anderen wissenschaftlichen Bereichen auch. Bilder könnten soziologisch, naturwissenschaftlich, kunsthistorisch, psychologisch, semiotisch usw. untersucht werden, unter der Verantwortung und mit den Methoden der jeweiligen Disziplin. Die Aufgabe der Philosophie sei es, Fragen im Zusammenhang mit dem Bildbegriff zu klären, um so eine gemeinsame Sprache in den Disziplinen zu erleichtern.

Der zweite Tag des Forums begann mit einem Vortrag von Viktor Bedö (Budapest) über „Landkarten als Werkzeuge des Denkens“. Bedö plädierte dafür, Karten als „Muster“ im Sinne Wittgensteins zu verstehen, nämlich als ein eigenständiges Werkzeug des Denkens, das zwischen Bild und Sprache angesiedelt sei. Detailgenauigkeit, Zusammensetzung oder Größenordnung seien daher keine intrinsische Eigenschaft der Karte, sondern konstituierten sich erst zusammen mit dem Informationsinteresse des Benutzers, was sich besonders deutlich bei interaktiven annotierten Karten wie z.B. Google Earth zeige. Bedös Vortrag führte vor Augen, dass Bildlichkeit erst durch eine bestimmte Verwendung des Mediums Gestalt annimmt. – Die folgenden beiden

Referenten beschäftigten sich mit Darstellungsformen aus dem Grenzbe-
reich dessen, was man normalerweise „Bilder“ nennen würde: Diagramme
und Netzwerkdarstellungen. In dem Beitrag „Visuelle Weltaneignung. Astro-
nomische und kosmologische Diagramme in Handschriften des 11. bis frü-
hen 14. Jahrhunderts“ untersuchte Kathrin Müller (Florenz) die Annäherun-
gen und Abgrenzungen des Diagramms zum geschriebenen Wort im Mittel-
alter. Dass die Emanzipation des Diagramms gegenüber dem Text genau
dann vollzogen wurde, als man begann, die Welt als sinnlich erschließbar zu
deuten (und nicht mehr alleine sprachlich), war nur eine der Pointen dieses
facettenreichen Vortrags. – Einen eleganten kulturhistorischen Parcours
durch die Ordnungsschemata von Netzwerken lieferte Sebastian Gießmann
(Berlin) in seinem Vortrag über „Netze als Weltbilder. Ordnungen der Natur
von Donati bis Cuvier“. Dabei zeigten sich Netze nicht nur als getreue Abbil-
dungen von Beziehungen in der Natur, sondern auch als epistemische Werk-
zeuge zur Strukturierung einer komplexer werdenden Welt.

Die letzten beiden Vorträge standen im Zeichen des digitalen Bildes. Mi-
chael Rottmann (Stuttgart) referierte über „Das digitale Bild als Visualisie-
rungsstrategie der Mathematik“. Er zeigte, wie die historische Entwicklung
des Koordinatensystems die Möglichkeit schuf, Zahlen in geometrische For-
men und umgekehrt geometrische Formen in Zahlen umzuwandeln. Im Ge-
gensatz zu der Meinung, dass diese Algebraisierung der Geometrie eine „bil-
derlose“ Mathematik einleitete, stellte Rottmann die These auf, dass der syste-
matische Gebrauch mathematischer Visualisierungen durch eine solche Um-
wandlung erst möglich geworden sei. – In ihrem Beitrag „Fraktale als medi-
ale Hybride. Überlegungen zum epistemischen Bild“ untersuchte Nina Sa-
muel (Basel) den Entstehungsprozess der als „Apfelmännchen“ bekannt
gewordenen Computerbilder. Sie zeigte, dass diese Bilder, so wie sie veröf-
fentlicht und zwischen den Wissenschaftlern ausgetauscht wurden, keines-
wegs nur Ergebnisse von Berechnungen sind, sondern häufig durch manuelle
Nachbearbeitung in „analoge“ Bildtechniken überführt wurden, um ästheti-
schen und heuristischen Gesichtspunkten besser zu genügen. – Welche Fra-
gen stellt also die Bildwissenschaft? Das „Junge Forum“ zeigte, dass solche
Fragen nicht unabhängig von konkreten Beispielen gestellt werden können,
weil immer wieder neue und jeweils ganz andere Herangehensweisen gefor-
dert sind. Doch auch wenn die Beiträge des Forums in diesem Sinne ver-
schieden waren, so wurde spätestens in den lebhaften Diskussionen deut-
lich, wie viele Gemeinsamkeiten doch vorhanden sind. Das Verdienst des
„Jungen Forums für Bildwissenschaft“ liegt also vor allem darin, dass durch
den interdisziplinären Blick neue und unerwartete Perspektiven eröffnet wur-
den. Auf eine Fortsetzung der Aktivitäten des „Jungen Forums“ in der Berlin-
Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften im kommenden Jahr darf
man daher ebenso gespannt sein, wie auf den Tagungsband, der Anfang
2007 erscheint.

Achim Spelten, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Vom 2. bis 4. April 2006 fand in Berlin die **1. Jahrestagung der Deutschen Akademie für Kulinaristik** statt. Die Akademie war im Jahr 2000 in Pegnitz
(Oberfranken) gegründet worden und hat ihren Sitz seit 2004 in Bad Mergen-
theim (Baden-Württemberg). Sie geht davon aus, dass Essen und Trinken in
der menschlichen Kultur eine fundamentale Rolle spielen. Sie schaffen
Handlungs- und Beziehungssituationen und wirken dadurch integrativ und
gemeinschaftsbildend. Sie unterliegen Normen, die den Kern bilden für Le-
bensstile und Kommunikationsweisen. Gemeinsames Essen und Trinken
dient der Selbstvergewisserung und Vertrauensbildung und schafft kulturelle
Identität. Beschrieben und erklärt werden können all diese Vorgänge und
Leistungen nur durch interdisziplinäre Forschung, und diese erfordert enge
Zusammenarbeit zwischen den Kulturwissenschaften, der Gastronomie, der
Nahrungsmittelindustrie und den Einrichtungen der internationalen Kulturar-
beit. Aus diesen Bereichen kam daher auch die Mehrzahl der Tagungsteil-
nehmer.

Wie Alois Wierlacher, der erste Vorsitzende der Akademie, auf der Eröff-
nungsveranstaltung am Berliner Tiergarten (im Haus der Landesvertretung
Baden-Württembergs beim Bund) erklärte, diente die Jahrestagung dem Re-
sümieren der Aufbauarbeit, der Selbstverständigung über tragende Konzep-
te, dem Kennenlernen der Mitglieder untereinander, dem Wechselgespräch
zwischen Wissenschaft und beruflicher Praxis sowie der rechtlich vorge-
schriebenen Mitgliederversammlung mit den üblichen Beschlüssen zur Zu-
sammensetzung von Vorstand und Kuratorium sowie zur Struktur der weite-
ren Aktivitäten. Nach einer sehr positiven „Bilanz des Akademie-Aufbaus“
von Wierlacher hielt Stefan Steinheuer (Bad Neuenahr) einen Einführungsvor-
trag in „Die Berufslage des Gastronomen im heutigen Deutschland“. Es
folgten Präsentationen der Teilprojekte des Akademieaufbaus. Moderiert von
Ingrid Leonhäuser und Michael Maaser sprach zunächst Otto Geisel (Bad
Mergentheim) über den „Internationalen Eckart-Witzigmann-Preis der Deut-
schen Akademie für Kulinaristik“, der seit 2004 mit Unterstützung von Seiten
des Landes Baden-Württemberg und der Daimler-Chrysler-Bank vergeben
wird in den Kategorien (a) „große Kochkunst“, b) „besondere Verdienste um
das Kulturthema Essen in Literatur, Wissenschaft und Medien“ und c) „Nach-
wuchsförderung“. Preisträger des Jahres 2005 waren zu (a) der spanische
Koch Ferran Adria, zu b) der deutsche Literatur-Nobelpreisträger Günter
Grass und zu c) der junge österreichische Gastronom Roland Trettl. Danach
erläuterte Christian Kröber (München) „Die Aufgaben des Fördervereins der
Akademie“, und Gunther Hirschfelder (Bonn) skizzierte die Rolle des Stein-
beis-Instituts der Akademie im Rahmen von Lehre (berufsbegleitendes Mas-
ter-Studium) und Forschung. Unter der Moderation von Ursula Hudson-Wie-
demann (London) und Roland Posner (Berlin) ging es dann um die „Master-
studiengangsplanung der Akademie“ an der Universität Frankfurt/Main (Til-
man Allert, Frankfurt), die „Forschungs- und Dokumentationsstelle Regiona-
lität und Kulinaristik“ in Bamberg (Karl Möckl, Bamberg) sowie die Internati-
onale Sommerakademie für kulinaristische Studien“, verbunden mit dem